

Behindertenpolitik 2.0

von Dr. Rosemarie Hein, Hendrik Lange und Dagmar Zoschke

Inklusive Bildung

Dr. Rosemarie Hein

Es muss bereits in der Kita beginnen. Kinder sind verschieden und wachsen ganz normal zusammen auf. Sie lernen sich gegenseitig zu achten und nehmen aufeinander Rücksicht. Sie schätzen, was jedes Kind kann und tauschen sich aus. Sie entwickeln sich gemeinsam. Das geht auch in der Schule so. Jedes kann in seinem Tempo lernen. Alle haben die gleichen Möglichkeiten und sie erhalten die zusätzlichen Hilfen, die sie benötigen. Inklusive Bildung heißt nicht nur: es gibt in jeder Schule einen Fahrstuhl und alle lernen in einer Klasse. Sondern es gibt Lehr- und Lernmittel mit denen Nachteile ausgeglichen werden können. Es steht nicht nur eine Lehrkraft vor einer Klasse und alle lernen das Gleiche, sondern in jeder Klasse oder Lerngruppe arbeitet ein pädagogisches Team.

Die Schnelleren helfen den Langsameren, die Stärkeren den Schwächeren. So kommen alle ans Ziel. Jede Schülerin und jeder Schüler an das jeweils bestmögliche.

Neulich in Hamburg konnte ich erleben, wie gut das in einer zweiten Klasse geht. Lehrende und Lernende saßen im Kreis und werteten die Woche aus: was hat gut geklappt, was fanden sie nicht gut. Alle konnten ihre Meinung sagen, die Lehrerinnen, die Schüler und Schülerinnen. Der Reihe nach. Das Wort erteilte ein Schüler. Eines der Probleme: Kai, ein Kind mit Down-Syndrom, kann nicht eine ganze Stunde lang aufpassen. Dann geht er mit einem anderen Kind in einen abgetrennten verglasten Raum, dort spielen beide. Jede und jeder will mal mit Ben spielen, aber was ist die gerechte Reihenfolge? Anna ist Autistin. Manchmal sind ihr die anderen zu laut. Dann kann auch sie sich zurückziehen und an eigenen Lerngegenständen arbeiten.

Das alles ist nichts Besonderes, denn alle sind es von klein auf gewohnt. Es ist ein anderes Lernen und ein anderes Lehren, aber es geht, und es bringt bessere Erfolge für alle.

Es ist eine andere Schule, aber man sieht es ihr von außen nicht an. Nach meinem Besuch war ich nachdenklich: warum geht das nicht überall?

Inklusive Hochschule

Hendrik Lange

Doch nicht nur in der Schule muss Inklusion ein Thema sein. Damit kein neues Hindernis beim Übergang von der Schule zur Hochschule eingebaut wird, muss Inklusion auch an den Hochschulen umgesetzt werden. Ausgrenzung von akademischer Lehre und/oder Karriere auf Grund einer Behinderung oder einer chronischen Krankheit sollte endlich der Vergangenheit angehören. Es reicht nicht allein, Gebäude mit Rampen und Fahrstühlen umfassend barrierefrei zugänglich zu machen. Doch leider scheitert Inklusion allzu oft bereits an diesen Voraussetzungen (und das nicht nur wegen fehlender Umbaumöglichkeiten an denkmalgeschützten Häusern).

Inklusion muss deshalb umfassend gedacht und umgesetzt werden. Das muss schon vor dem Studium beginnen, wenn Studierende die Möglichkeit haben, sich über Nachteilsausgleiche bei späteren Prüfungen beraten zu lassen bzw. ein Studium nach ihren Anforderungen (z.B. die Organisation von Assistenzen und individuellen Hilfen) zu planen. Auf baulicher Ebene muss das Umdenken noch viel größer sein. Neben den bereits erwähnten Rampen und Fahrstühlen müssen z.B. Bibliotheksregale rollstuhlgerechte Abstände aufweisen. Hinweistafeln sollten nicht mehr aus reflektierenden Materialien hergestellt werden. Auch die farbliche Gestaltung sollte mehr in den Mittelpunkt baulicher Diskussionen rücken. Fehlende oder geringe Kontraste an Wänden, Namensschildern oder Hinweistafeln erschweren völlig unnötig die Orientierung für Menschen mit eingeschränktem Sehvermögen. Viel zu oft sind es solche Kleinigkeiten, die Studierenden oder Mitarbeiter_innen das Leben an der Hochschule erschweren.

Doch auch bei der Gestaltung des Studienalltags ist Inklusion noch zu wenig verwirklicht.

Insbesondere gibt es Nachholbedarf bei der Organisation eines Teilzeitstudiums für Studierende mit Behinderung oder chronischer Erkrankung. Auch in der Lehre müssen differenzierte Bedürfnisse wie die Möglichkeit von Tonmitschnitten oder Gebärdendolmetscher mehr Berücksichtigung finden.

Hier ist insbesondere auch die Hochschuldidaktik gefragt.

Der Abbau von Barrieren im akademischen Bildungsbereich muss oberste Priorität haben.

Inklusive Gesellschaft

Dagmar Zoschke

Meine Wohnung ist barrierefrei, ich komme überall ran, kann alles selbst erledigen und benötige auch keine Hilfe, wenn ich das Haus verlasse und ins Kino will. Das taktile System bringt mich bis zur Bushaltestelle oder auch bis zur U-Bahn. Dort komme ich hin, ohne dass ich um Hilfe bitten muss, weil alles so gestaltet ist, dass ich mit dem Rollstuhl, als Sehbehinderte oder als Taube geleitet werde. Spontan kann ich verreisen, es sind überall die gleichen Verhältnisse. Einfache Sprache und Rückzugsräume für seelisch Eingeschränkte sind eine Selbstverständlichkeit. Ich kann Museen, Ausstellungen, Theater, Kinos, die Schule, die Hochschule, die Arbeitsstätte, das Sportzentrum, den Arzt meiner Wahl, das Krankenhaus und auch den Park gemeinsam mit meinen Freunden besuchen, andere Kulturen kennenlernen und erleben und keiner stiert mich an, weil ich anders bin, anders sein ist normal, Vielfalt gewünscht – so könnte die inklusive Zukunft aussehen.

Eine jede, ein jeder mag überlegen, wie weit oder wie nah wir schon dran sind, an dieser Vision.

Nicht Sonder- und Ausnahmeregelungen, sondern der Regelfall: alles weitestgehend ohne fremde Hilfe nutzen zu können, anerkannt zu sein, mit seinen Stärken und auch Schwächen, teilzuhaben an allem und dies jeder Zeit, ohne Anmeldung, wäre doch toll. Sicher, die Zukunft könnte so sein. Aber auch im Heute und Hier können und müssen wir Mosaikstein für Mosaikstein Veränderungen herbeiführen. Zuallererst muss die „Inklusion“ in die Köpfe. Da haben wir noch viel zu tun. Den Blick schärfen für die kleinen und großen Barrieren, für die Vielfalt unseres Lebens und die Vielfalt der Menschen und deren Akzeptanz sind solche Mosaiksteine. Erst wenn wir aufeinander zugehen, voneinander lernen, uns zuhören und miteinander verändern, kommen wir dieser Vision näher.

Die Ausstellung soll helfen, diese Vielfalt zu ertasten, zu erfühlen und zu bewundern. Sie ist ein Mosaikstein hin zu mehr Inklusion. Sie zeigt einen Weg der Teilhabe.